

VON SANDRA LEIS

Gemeinsamer Unterricht: Nach zwanzig Jahren wäre endlich umzulernen

Hanna nützt's, Hänschen auch

Gleichberechtigung der Geschlechter sollte sie bringen, die einst als Wundermittel gepriesene Koedukation. An den Schweizer Schulen wurde das gemeinsame Unterrichten von Mädchen und Buben in allen Fächern ab 1975 eingeführt. In Zürich wechselten die verschiedenen städtischen höheren Töchterschulen in den Verantwortungsbereich der kantonalen Erziehungsdirektion und öffneten ihre Klassenzimmer auch den Buben. Umgekehrt stürmten die Mädchen die Männerhochburgen Rämibühl oder Freudenberg. Gleiche Stundenpläne für alle – die Chancengleichheit schien greifbar nah.

Erste kritische Stimmen wurden in den USA laut. 1980 veröffentlichten die britischen Pädagoginnen Dale Spender und Elisabeth Sarah ihren Reader «Learning to Lose», und andere Forscherinnen lieferten Studien nach. Die Mädchen, so das Fazit,

KOEDUKATION *Neue Erkenntnisse zeigen: Koedukation, wie sie bisher in der Schweiz betrieben wurde, benachteiligt die Mädchen. Die Lehre daraus: Der Unterricht sollte vermehrt Interessen der Mädchen berücksichtigen – auch zum Vorteil der Jungen.*

ziehen den kürzeren. Denn der gemeinsame Unterricht orientiert sich an den Interessen der Knaben. Sie werden für intelligenter gehalten, kommen doppelt so oft zu Wort, selbst wenn sie in der Minderheit sind, nehmen die Lehrperson in Beschlag, machen sich über die Mädchen lustig, unterbrechen sie oder bringen sie ganz zum Schweigen und bekommen für gleiche Leistungen fast durchwegs bessere Noten. Trotzdem haben Mädchen insgesamt die höheren Notendurchschnitte, sowohl an den Gymnasien als auch an den Berufsschulen.

Wider Erwarten hat der gemeinsame Unterricht an der stereotyp geschlechtsspezifischen Berufswahl kaum etwas verändert. Vor allem in den Naturwissenschaften und der Technik sind die Frauen völlig untervertreten und somit von einem chancenreichen Zweig des Arbeitsmarktes abgeschnitten. In einer deutschen Wochenzeitung war 1995 zu lesen: «Die wenigen Mädchen, die sich nach dem Abitur überhaupt noch für ein Informatik- oder Chemiestudium interessieren, kommen zu 60 Prozent von Mädchengymnasien, obwohl die nur vier Prozent aller weiterführenden Schulen ausmachen.» Die Absolventinnen von Mädchengymnasien sind selbstbewusster, können konzentrierter arbeiten und werden nicht als Miterzieherinnen missbraucht. So erstaunt es nicht, dass Mädchen in reinen Mädchenklassen die besseren Leistungen erbringen als in gemischten Klassen. Bei den Knaben ist es umgekehrt.

In den Vereinigten Staaten sind neue Mädchenschulen wieder im Aufwind.

Reine Frauenuniversitäten wurden bereits im letzten Jahrhundert gegründet, als Frauen von den «normalen» Unis noch ausgeschlossen waren. Von Anfang an waren die Women's Colleges die Kaderschmieden der amerikanischen Nation: Margaret Mead, Madeleine Albright, Katherine Hepburn, Jacky Kennedy Onassis, Benazir Bhutto, Hillary Clinton oder Susan Faludi – die Absolventinnen-Listen der Frauen-Unis lesen sich wie ein Who's Who berühmter Frauen. In den vergangenen Jahren erlebten die Frauen-Colleges einen regelrechten Boom: Der «Hillary-Faktor» hat ihnen einen Zuwachs von bis zu 50 Prozent beschert.

Wenn Feministinnen Mädchenschulen fordern, dann stellen sie sich nicht katholische Privatschulen vor, sondern – wie Judith Rauch in der «Emma» formulierte – «feministische, mindestens aber frauenbewegte Mädchenschulen». Hannelore Faulstich-Wieland, Professorin an der Universität Münster, ist klar gegen eine ständige Geschlechtertrennung: «Die Gefahr, dass die «normalen» Mädchenschulen konservative Wertevermittlung betrieben, wäre ebenso gross wie die, dass sie wieder zu Bildungsinstituten zweiter Klasse würden. Vorurteile und Diskriminierungen durch Jungen und Männer wären provoziert, und die Vorteile des unverkrampfteren Umgangs der Geschlechter miteinander, die auch durch koedukative Erziehung gegeben sind, wären wieder beseitigt.»

Zu prüfen ist allerdings, ob nicht eine zeitweise Trennung der Geschlechter ein sinnvoller Schritt Richtung Chancengleichheit sein könnte. Denn die «Koedukation bedeutet bis heute für die Mädchen eine Integration in «Knabenschulen» und damit eine Erwartung an die Mädchen, sich an die männlichen Normen, Werte und Inhalte anzupassen», konstatierte die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) 1992. Kaum aber mussten die Knaben die Fächer Hauswirtschaft und Handarbeit besuchen, wurden diese völlig umstrukturiert. Heute werden Sporttaschen und Trainer hergestellt, vom Sockenstricken bleiben die Buben verschont.

Mit einem formal gleichen Unterricht ist die Chancengleichheit nicht zu erreichen. Gefordert wird heute eine «reflexive Koedukation». Die Schulstrukturen müssen der Lebenswelt und -perspektive von Mädchen und Frauen ebenso entsprechen wie derjenigen von Buben und Männern. Teilweise getrennter Unterricht (z.B. Se-

xualkunde) stärkt das Bewusstsein für die Anliegen des eigenen Geschlechts und schafft eine andere Lernatmosphäre. Für den koedukativen Unterricht erkannte der Pädagoge Martin Wagenschein bereits 1970: «Wenn man sich nach den Mädchen richtet, so ist es auch für die Jungen richtig; umgekehrt aber nicht.»



Nützliches Schulexperiment: Frauen, erobert die Labors!

Unbedingt unter die Lupe genommen werden müssen die Fächer Physik, Chemie, Biologie, Mathematik und Informatik. Walter Herzog, Professor an der Uni Bern, weiss: «Viele Jugendliche und junge Erwachsene verlassen unser Schulsystem nicht nur mit einer negativen Einstellung gegenüber den Naturwissenschaften, sondern auch mit einem falschen Verständnis naturwissenschaftlicher Tatsachen.» Auch bei den Buben sind Chemie und Physik nicht sonderlich beliebte Fächer, bei den Mädchen sind sie geradezu verpönt. Begabungsunterschiede gibt es keine, nur weckt niemand das Interesse der Mädchen. Viel häufiger wird ihnen von Anfang an klargemacht, dass sie in den naturwissenschaftlichen Fächern nichts zu bieten haben.

Wider die Natur

Wie meinte Möbius in seinem 1907 erschienenen Buch «Über die Anlage zur Mathematik»? «Hat ein Weib mathematisches Talent, so ist es ebenso, als ob sie einen Bart hätte. (...) Man kann also sagen, dass ein mathematisches Weib wider die Natur sei.» Bis zur 6. oder 7. Klasse bestehen in Mathe-

matik und Naturwissenschaften kaum Leistungsunterschiede zwischen den Geschlechtern. Doch mit dem Einsetzen der Pubertät verstärken sich die geschlechtsspezifischen Stereotypen enorm. Auch heute wird im Unterricht nicht auf berühmte Mathematikerinnen wie Emmy Noether, Sonja Kowalewskaja oder Sophie

Germain eingegangen. Ausser Marie Curie fällt den wenigsten eine namhafte Frau aus dem Bereich der Naturwissenschaft ein. Als Frau erwachsen zu werden und in naturwissenschaftlichen Fächern kompetent zu sein widerspricht den gängigen Rollenbildern unserer Gesellschaft.

Deshalb gilt: Mädchen müssen für den Schulstoff begeistert und der Unterricht generell interessanter gestaltet werden. Peter Häussler und Lore Hoffmann, ein Forscherteam aus Kiel, haben in ihrer Längsschnittuntersuchung vom 5. bis zum 10. Schuljahr (durchgeführt von 1984 bis 1989) rund 1200 Schülerinnen und Schüler aus 51 Klassen unterschiedlicher Schultypen in Deutschland nach ihrem Interesse für Physik befragt. Sie kommen zu folgenden Ergebnissen: Der heutige Unterricht reisst weder die Buben noch die Mädchen vom Sitz. Noch weniger ansprechend ist er für die Mädchen. Hinzu kommt, dass ihr Selbstvertrauen in die eigene Leistungsfähigkeit wesent-

lich schwächer ausgeprägt ist und sie sich innerlich schliesslich ganz vom Physikunterricht verabschieden.

Das müsste nicht sein. Häussler und Hoffmann liefern konkrete Tipps: Das Interesse an der gesellschaftlichen Bedeutung von Physik ist generell hoch; bei den Mädchen um so höher, je älter sie sind und je deutlicher ein direkter Bezug zum Alltag hergestellt werden kann. Themen wie Lärmschutz, Geschwindigkeitsbegrenzung, Möglichkeiten der Energieeinsparung oder die Vermeidung von Umweltbelastungen sind für sie spannender als eine Thematisierung der friedlichen oder militärischen Nutzung von Satelliten oder Lasern. Die Anbindung der Inhalte an alltägliche Erfahrungen stimuliert das Interesse. Für Mädchen jedoch nur, wenn sie auf gemachte Erfahrungen zurückgreifen können. Mädchen begeistern sich stärker für Phänomene, die die Sinne unmittelbar ansprechen, wie etwa die Farben des Himmels oder Gewitter. Deutlich weniger als die Jungen erwärmen sie sich für erstaunliche technische Errungenschaften wie zum Beispiel die Leistungsfähigkeit eines Microchips. Für Mädchen ist es günstig, wenn

«männliche Domänen», Auto, Kräne, Motoren, gemieden werden zugunsten von Anwendungen in der Medizin oder im Umweltschutz. Auch der Bezug zum eigenen Körper wird generell, insbesondere aber von Mädchen geschätzt: Wirkungen von Lärm oder Radioaktivität auf den menschlichen Organismus, künstliche Organe, Farbenblindheit, Verminderung der Unfallfolgen durch Sicherheitsvorkehrungen oder die Leistungsfähigkeit der Sinneswahrnehmung. Auch ein Einblick in die Arbeitswelt kann den Zugang zur Physik erleichtern. Physikalische Geräte in einer Arztpraxis, in einer Klinik oder auf einer Wetterstation stossen bei Jungen und Mädchen auf grosses Interesse.

Stärkung des Selbstvertrauens

Dass ein konkreter Bezug zum Alltag geschaffen wird, ist auch in anderen Fächern wichtig. Er steigert die Motivation und damit den Lernerfolg beider Geschlechter. Trotzdem ist eine zeitweise Trennung sinnvoll. Über die reine Informationsvermittlung hinaus lassen sich bestimmte Erfahrungen nur in gleichgeschlechtlichen Gruppen machen: Die Mädchen lernen, Entscheidungen zu treffen, die Arbeit zu organisieren und überhaupt Aufgaben zu übernehmen, die sonst an die Jungen delegiert beziehungsweise von ihnen wahrgenommen werden. Entsprechendes gilt für Jungen: Die Durchführung eines Festes bedeutet nicht nur, Musik auszusuchen und den Plattenspieler zu bedienen, sondern auch zu schmücken, Essen vorzubereiten und sauberzumachen. Für Mädchen und die Stärkung ihres Selbstvertrauens ist ein teilweise getrenntgeschlechtlicher Unterricht vor allem in Fächern, die als Jungendomänen gelten, günstig. Sie können so ungestört Experimente durchführen, müssen sich nicht um einen Platz am Computer balgen, haben die volle Aufmerksamkeit der Lehrperson und stellen ungeniert Fragen, weil sie von keinem Mitschüler ausgelacht werden. Nach einem unverkrampften Kennenlernen des Computers könnte der Unterricht dann gemeinsam fortgesetzt werden.

In den Schweizer Schulstuben ist geschlechtergetrennter Unterricht heute verboten. Wer die Mädchen und Buben trotzdem trennt, wird von der Erziehungsdirektion gerüffelt. So geschehen in der Sekundarschule Grafstal (Gemeinde Lindau), die seit Sommer 1995 die Klassen wieder gemischt führt. Nur im Rahmen von Projektwochen oder Nationalfondsstudien sind Versuche mit getrenntgeschlechtlichem Unterricht erlaubt, und ein Ergebnis springt dabei deutlich ins Auge: Die Mädchen sind initiativ, aufgeweckt und interessiert.

Koedukation, wie sie bisher betrieben wurde, benachteiligt die Mädchen. Das steht fest. Das Rad zurückdrehen will zwar kaum jemand, doch fördert nur eine Koedukation, die sich bewusst mit Rollenbildern auseinandersetzt, echte Chancengleichheit. Nicht die Abschaffung der Koedukation, sondern deren Weiterentwicklung steht zur Debatte.